Nr. 522. XXX. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 14. Oktober 1901.

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Die Virchow-Feier.

Mit seinen wärmsten Glück- und Segenswünschen hat der deutsche Kaiser dem Fürsten der deutschen Naturforscher und Aerzte als „Zeichen seines Dankes und seiner Anerkennung“ die Große Goldene Medaille für Wissenschaft verliehen. Eine Auszeichnung, deren nur Wenige unter den Zeitgenossen sich rühmen dürfen: Nur vierzehn Männer unter den Lebenden sind ihrer gewürdigt worden. Aber trotzdem will es scheinen, als mache sich eine gewisse Unbefriedigung in den Kreisen Derer geltend, die in dem Achtzigjährigen, dem die gesammte Kulturwelt als einen Heros der Wissenschaft und Forschung eben huldigend genaht ist, noch Größeres sehen als den genialen Förderer und Bahnbrecher moderner Naturerkenntniß, den großen Spezialisten: Derer, die die Universalität und Geschlossenheit seiner Persönlichkeit bewundern und in ihm den Vertreter der Weltanschauung begrüßen, die mehr oder minder scharf ausgeprägt die denkenden Kreise des deutschen Volkes leitet.

Es giebt Männer — und sie gehören nicht zu Denen, die in höfischen Ehren und Ordenszierrath ein „Ziel, aufs innigste zu wünschen“, erblicken — es giebt Männer von Werth, die eine andere Bekundung kaiserlicher Anerkennung erwartet hatten. Adolf Menzel hat als äußeres Symbol des Adels, den ein hohen Zielen zugewendetes Lebenswirken dem Manne verleiht, vom preußischen König die höchste äußerliche Ehrung, die die Krone Preußen zu verleihen hat, erhalten. Für den Mann, der in der Gelehrtenrepublik denselben Ehrenplatz beanspruchen darf, den der norddeutsche Maler unter den zeitgenössischen Künstlern einnimmt, erwartete man die gleiche Ehrung. Nicht daß man der Meinung gewesen wäre, es könnte durch eine äußere Anerkennung, sie sei, welche sie sei, dem Werthe eines Mannes wie Virchow auch nur ein Quentchen zugesetzt oder genommen werden: aber man erwartete als etwas Selbstverständliches, daß die Dankesbezeigung der Krone, die dem genialen Künstler zu Theil geworden, auch dem Forschergenie erwiesen werden würde, weil man der Meinung war, daß eine Differenzirung der Verdienste beider Koryphäen, die zu Ungunsten des Gelehrten ausfiele, nicht wohl statthaft sei. Diese Erwartung, die gewiß nicht unbegründet war, ist nicht erfüllt worden: Offenbar hat man an maßgebender Stelle bei der Erwägung, wie das Wirken Virchows öffentlich zu ehren wäre, nicht sowohl an die Präzedenz, das die Auszeichnung Menzels geschaffen, als vielmehr daran gedacht, daß man einem Manne von der universalen Bedeutung Virchows nicht mit einer Ehrung kommen solle, die schließlich auch einem Oberpräsidenten oder Staatsminister für mitunter nur ephemere Verdienste zu Theil zu werden pflegt. Was kann, so hat man gewiß argumentirt, eine Ordensauszeichnung, die unter Anderen der Sohn des Himmels einst aus Rücksichten höfisch-politischer Natur erhalten, für einen Virchow bedeuten, der auf den Grund der Dinge zu blicken gewohnt ist? Was kann dem Manne, den ein Leben im Dienst der Wissenschaft und Menschheit geadelt, eine Ehrung in höfischem Sinne sein, die ihm erlaubt, vor den schlichten Namen seiner Väter, den er zu dauerndem Weltruhme gebracht, ein Wörtchen zu setzen, mit dem der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts keinen rechten Sinn verbinden kann? Was kann es einem Virchow bedeuten, wenn ihm durch eine solche Auszeichnung ein Titel, nichts mehr und nichts minder, zu Theil würde, der so ziemlich jedem Brigadier, dem der oberste Kriegsherr keine Division anvertrauen möchte, in die Dispositionsstellung begleitet?

Vielleicht hat man an der Stelle, die die Form der offiziellen Ehrung für Virchow zu erwägen hatte, also gedacht. Vielleicht auch anders. Aber wenn sich heute hier und da Verwunderung zeigt über die Thatsache, daß dem Forscher, um den uns die Welt beneidet, „nur“ die große goldene Medaille für Wissenschaft verliehen wurde, so ist, mag dieses Befremden nun gerechtfertigt sein oder nicht, doch eins gewiß, das für die Beurtheilung der ganzen Frage maßgebende: das nämlich, daß Rudolf Virchow in stolzer Bescheidenheit jede Auszeichnung der anderen gleich werth erachten kann und erachtet.

Das deutsche Volk hat am Virchow-Tage gezeigt, daß es sich selbst zu ehren weiß, indem es seine großen Männer ehrt. Und wenn etwas den Wirklichkeitssinn eines ernsten Mannes an einer äußeren Anerkennung wohlthuend berühren kann, so ist das allein die Erkenntniß, daß die, für die er zunächst gelebt, ihre Herzen und Sinne der Bedeutung seines Schaffens geöffnet haben. Virchow hat diese Erkenntniß voll gewinnen dürfen, und ihm, dem Mann der Thatsachen, kann an dieser Erkenntniß, als dem allein werthvollen Kern jeder äußeren Ehrung eines Großen, genügen.

* * *

Rudolf Virchow hat die Anstrengungen, die ihm die Feier seines achtzigsten Geburtstages brachten, ganz vorzüglich überstanden und war auch gestern von früh Morgens bis zum späten Abend eifrig dabei, seine Freunde zu empfangen und mit ihnen Rede und Gegenrede zu tauschen. Zahllos war die Menge der Gratulationen, die auf schriftlichem und telegraphischem Wege in sein Haus gelangte; Blumenarrangements und Adressen häuften sich in den Zimmern seiner Wohnung, und schier endlos war die Reihe Derer, die es sich nicht nehmen lassen wollten, dem Geburtstagskind mündlich ihre Glückwünsche auszusprechen. Am Nachmittag versammelten sich um den Jubilar seine Familienangehörigen und nächsten Freunde sowie die Führer der wissenschaftlichen Deputationen zu einem Festmahle im Hotel Bellevue. Mit jugendlicher Frische beantwortete das Geburtstagskind die Reden, in denen ihn Baccelli, Lord Lister und Stadtverordnetenvorsteher Dr. Langerhans feierten.

* * *

Aus Frankfurt a. M. meldet uns ein Privat-Telegramm: Die hiesige Fortschrittspartei feierte Virchows Geburtstag durch ein starkbesuchtes Bankett. Der Festredner, Professor Flesch, schilderte die wissenschaftliche Bedeutung. Justizrath Meyer feierte den Jubilar als Politiker. Die Versammlung beschloß die Absendung eines Glückwunschtelegramms.

Aus Petersburg wird gemeldet: Der „Regierungsbote“, die „Industrie- und Handelszeitung“, die „Rossija“, die „Nowosti“, die „St. Petersburger Zeitung“ und andere Blätter widmen der Thätigkeit Rudolf Virchows ausführliche Artikel und Biographien und heben mit warmer Anerkennung seine großen Verdienste um die Wissenschaft und die Menschheit hervor.

Unserem Bericht über die

Feier im Abgeordnetenhause

tragen wir noch Folgendes nach:

Als Minister Baccelli unter stürmischem Applaus seine Rede beendet hatte, begab sich Virchow zu ihm auf die Präsidentenbühne, um ihm persönlich seinen Dank auszusprechen. Den Abgeordneten Virchow feierte darauf der Vizepräsident des Abgeordnetenhauses, Dr. Krause, dann begannen die Beglückwünschungen der wissenschaftlichen Körperschaften, deren Reihe der ständige Sekretär der Akademie der Wissenschaften, Professor Dr. Vahlen eröffnete. Die Leopoldina-Carolina in Halle vertrat Geheimer Rath Professor v. Fritsch, der die von der Akademie dem Jubilar verliehene Gedenkmünze überreichte. Für die Berliner Universität erschien der Rektor Prof. Dr. Harnack, der in bewegten Worten dem Stolz und Dank der Universität Ausdruck gab, daß sie Virchow zu den Ihren zählen dürfe; wie der Name Helmholtz unvergänglich mit der Wissenschaft der Mechanik verknüpft sei, so sei für alle Zeiten der Name des Gefeierten in die Tafeln der pathologischen Anatomie eingemeißelt. Der Redner schloß seine geistvolle, fein durchdachte Ansprache mit dem Wunsche, daß Virchow ein leuchtender Lebensabend und der Universität der Glanz von dessen Strahlen beschieden sein möge. Ganz kurz und schlicht war der Glückwunsch des Rektors der Thierärztlichen Hochschule, Professor Dr. Eggeling, auf den in der Reihe der Gratulanten der Prodekan der medizinischen Fakultät Berlin, Geh. Rath Prof. Dr. Koenig, folgte. Für die deutschen medizinischen Fakultäten erschien als Sprecher Geh. Rath v. Ziemssen-München; besondere Ansprachen widmeten noch Prof. Ponfick-Breslau, Prof. Mannkopff-Marburg, ein einstiger Studiengenosse Virchows in Würzburg, und Prof. v. Laube-Würzburg. Den Aerztekammerausschuß, die Aerztekammern Berlin-Brandenburg und Hamburg und das Medizinal- und Krankenhauskollegium der Hansestadt vertrat Geh. Rath Lent-Köln.

Dann erhielt das Wort Oberbürgermeister Kirschner, von lebhaftem Applaus begrüßt. Er feierte Virchow als Bürger Berlins und als Stadtverordneten und verkündete, das das neue Krankenhaus der Stadt den Namen Virchow-Krankenhaus tragen werde, und daß die Stadt dem Jubilar für die Rudolf Virchow-Stiftung die Summe von 100 000 Mark zur Verfügung gestellt habe. Der Oberbürgermeister schloß mit dem Wunsche, daß der weise Rath, die erfolgreiche That Rudolf Virchows Berlin noch lange erhalten bleiben mögen. Stadtverordnetenvorsteher Dr. Langerhans gratulirte in liebenswürdig-humoristischer Form, die dadurch etwas besonders Gemüthlich-Intimes erhielt, daß den Redner mit dem Gefeierten Duzfreundschaft verbindet.

Geheimer Rath Pistor sprach dem Jubilar den Dank für sein Wirken im Interesse des Kaiser Friedrich-Krankenhauses aus. Darauf überbrachten die Vertreter der Stadt Schiewelbein, der Vaterstadt des Jubilars, ihre Glückwünsche. Außerdem gingen von Schiewelbein und dem Dorfe Virchow telegraphische Gratulationen ein.

Es erschienen nunmehr die Deputationen der gelehrten Gesellschaften, die der Berliner medizinischen Gesellschaft unter Führung des Geheimen Raths v. Bergmann, der von der geplanten Gründung eines Rud. Virchow-Hauses Mittheilung machte, ferner die der anderen Berliner ärztlichen Vereinigungen unter Führung des Geheimen Raths v. Leyden, die von 12 weiteren ärztlichen Gesellschaften unter Führung des Geh. Raths Heubner, Eine Abordnung der ärztlichen Vereine in deutschen Städten führte Geh. Rath v. Rindfleisch-Würzburg, für die Berliner anthropologischen und naturwissenschaftlichen Gesellschaften sprach Professor

---

Nachdenkliche Geschichten

von

Oscar Blumenthal.

Es lebe der König!

Nie hat es einen Fürsten gegeben, der mit so unerbittlicher Sprödigkeit vor der Volksgunst ausgewichen ist, wie der König Manuel von Kastilien. In der Abgeschiedenheit seiner einsamen Bergschlösser hielt er sich von dem Lärm und dem Glanz des Lebens fern und begnügte sich damit, ernst und prunklos alle Pflichten des Königthums zu erfüllen, ohne nach seinen schimmernden Freuden und seinen tönenden Eitelkeiten zu verlangen. Nie hatten die immer begeisterten Mußiggänger, die den Rand der Straßen umsäumen, die Gelegenheit, seine Karosse mit Hochrufen zu empfangen. Niemals gab er bei höfischen Festen den Schmeichlern die Möglichkeit, die Höhe ihres Charakters durch die Tiefe ihrer Verbeugungen zu bestätigen, und die Meisten seiner Unterthanen hatten ihn nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen. Nur seine erlesenen Rathgeber fanden den Weg zu ihm, um stets ein weises Gesetz oder eine große Entschließung mit heimzunehmen.

Trotzdem aber kam der Tag, da er sich den Augen des Volkes nicht länger entziehen konnte. Der Uebermuth der Nachbarn hatte den König in einen Krieg verwickelt. Mit gesteigertem Glanz war er aus diesem Kampf hervorgegangen, und heute führte er als siegreicher Feldherr seine tapfern Krieger durch die Thore der Hauptstadt. Mit maßlosem Jubel begleitete ihn das Volk bis in sein Schloß. Brausende Rufe erneuerten sich wieder und wieder. „Es lebe der König!“ so scholl es vieltausendstimmig zu dem Altan empor. Es schien, als wollte die Menge durch die unermüdliche Gewalt ihrer Zurufe das Schweigen des Herrschers überwinden — und so trat denn der siegreiche Fürst endlich auf den Altan heraus und brachte mit einer gebietenden Bewegung das Volk zum Verstummen.

„Ihr wollt es wissen,“ so begann er, „warum ich mich Eurer Verehrung so hartnäckig entziehe und Euren Hochrufen trotzig ausgewichen bin? Ich habe es bis heute gethan, und werde es von morgen an wieder thun, weil ich weiß, daß die Verehrung der Menge zu allen Zeiten nicht dem guten Fürsten, sondern nur dem mächtigen Fürsten gegolten hat. Es ist nicht das Urtheil und die Einsicht, sondern nur der Knechtsinn und die Begehrlichkeit, die seit Jahrhunderten das Spalier für die Könige bildet. Würdet Ihr Eure Begeisterung aufsparen wie einen kostbaren Schatz, bis endlich der Würdige kommt, der ihn durch große Thaten Euch abgewinnt, — ich wäre der Erste, der danach geizte. Ihr aber jubelt mit gleicher Stimmgewalt dem edeln und dem verwerflichen Fürsten zu, denn nicht dem Manne, sondern nur seinem Kleide gilt Eure Verehrung. . . Und wenn Ihr darum auch bis in den grauenden Morgen hineinriefet „Es lebe der König!“, mein Herz antwortet Euch mit keinem Echoklang.“

Und damit wandte der Herrscher der Menge den Rücken zu. Eine Sekunde lang blieb sie in dumpfem Schweigen. Wie ein Alp lag es auf Allen, und so Manchem stieg die Schamröthe ins Gesicht. Da endlich fand einer der Lautesten das erlösende Wort. Mit mächtiger Stimme rief er: „Es lebe der König!“ und die ganze Menge fiel brausend mit ein.

Die neue Schindel.

Als ich an einem halbverschatteten Mittag zum ersten Mal wieder die Landschaft im Gebirge überblickte, die sich vor meinem Erkerfenster ausbreitet, war ich aufs Neue von ihrem stillen Reiz gefangen genommen. Die Felsen hatten sich in den Frühling noch nicht völlig hineingewöhnt und waren mit schmalen Schneestreifen durchfädelt, von denen sich die Steinwellen nur noch kräftiger abhoben. Aus den frisch besäten Wiesen sprossten die Grashalme nur dünn und vereinzelt; man mußte an den schüchternen Flaumbart eines Jünglings denken. Tief unten lag das friedliche Dorf, in Fichtenwälder völlig eingebettet, wie ein zerbrechliches Spielzeug, das man zwischen Moospolster verpackt. Und um das ganze Thal goß die Sonne ein mild gedämpftes, sparsames Licht, das sich in seiner dämmernden Heimlichkeit so recht in den Frieden dieses Bildes fügte.

Nachdenklich ließ ich einen Blick über die Häuser schweifen. Da plötzlich bemerkte ich an einem Gehöft tief unten eine neue Holzschindel, mit welcher man das Dach ausgeflickt hatte. Mit ihrem grellen Weißgelb hob sie sich aufdringlich und schreiend aus den andern Schindeln, die in einem stumpfen, gefälligen Silbergrau verwittert waren, und aus der ganzen bescheiden umleuchteten Landschaft sah ich diesen einzigen plumpen Farbenton so grob hervorstechen, daß ich beleidigt den Kopf abwandte. Nach einiger Zeit blickte ich wieder hinaus, in der Hoffnung, den störenden Fleck übersehen zu können, — aber jetzt zog er schon meinen ersten Blick an. Ich machte einen erneuten Versuch, von ihm loszukommen, und ging in das Zimmer zurück. Aber als ich das Thal wiederum überschauen wollte, da sah ich überhaupt nichts mehr weiter als die neue Schindel auf dem alten Gehöft. Mich ärgerte nicht mehr der eilende Strom, nicht die grüne Dämmerung der Wälder, nicht der stolz aufsteigende Fels — die häßliche weißgelbe Holzschindel war mir zum Auge der ganzen Landschaft geworden. . .

Ich habe an diese Schindel oft denken müssen, wenn unsre Geschichtsschreiber von den Schwächen der großen Männer so laut und beharrlich reden, daß man zuletzt nur noch die Schwäche sieht und nicht mehr die Größe.

Eine Grabschrift.

Ich war nicht von dem schwermüthigen Ernst des Todes berührt, als ich einst vor vielen Jahren durch den Klosterfriedhof von Sankt Zeno wanderte. Es war ein Sommertag von schneidender Helligkeit, und es that mir wohl, Schatten und Kühlung unter dem dichten Blätterdach der alten Bäume zu suchen, sei es auch zwischen Gräberreihen. Mit der ganzen sorglosen Lässigkeit der Jugend schritt ich durch die engen Wege zwischen den Grabkreuzen, als mir plötzlich von einem halb verfallenen Hügel eine Inschrift entgegenleuchtete, die mich wie ein Schlag aufs Herz traf. Nur vier Worte waren es, die auf dem schmucklosen Grabkreuz unter einander eingekerbt waren, und sie lauteten:

„TU FUI. EGO ERIS.“

„Ich war Du! Du wirst einst Ich sein. . .“

War es die Unmittelbarkeit der Ansprache? War es die erbarmungslose Bestimmtheit in dieser Verkündigung? Mir lief es wie ein Frösteln über die Haut bei diesen Worten, die wie ein Ruf von unten mitten ins helle Leben hineinklangen. Aber der siegreiche Frohmuth der Jugend wurde bald Herr über diese Schatten, und am liebsten hätte ich dem finsteren Propheten in seine Gruft gerufen:

„Du warst Ich . . .? Nein, das lügt Du. Die Natur greift nicht zweimal in den nämlichen Tigel. In ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit kennt sie keine armselige Wiederholung. Nicht ein Blutkügelchen habe ich mit Dir gemein. Und wenn Du vielleicht nur sagen willst, daß ich die nämliche Welt sehe, die einst Du gesehen, so irrst Du wieder. Denn erst der schauende Blick ist es, der die Runde formt und gestaltet. Und weil ich mit andern Augen in die Welt sehe, so sehe ich auch eine andere Welt. Nicht ein Schritt auf meinem Lebenspfad würde sich in Deine Fußtapfen fügen. . . . Und es ist auch nicht wahr, daß ich einst Du sein werde! Wohl wird das armselige Bündel Stoff, das in unsern Gräbern in seine Atome zerbröckelt, sich gleichen, denn die Zerstörung hat eine rasch ausgleichende Gewalt. Aber waren denn diese körperlichen Ueberbleibsel Dein Ich? Waren sie das meine? Es überlebt uns ein Erinnerungsbild, das nicht mit in die Gruft gebettet wird, das im Gedächtniß lieber Menschen mit sanft ausgeglichenen Linien uns immer wieder erstehen läßt, und um das es sich vielleicht lohnt, gelebt zu haben. Nicht unzerstörbarer Werke können wir uns rühmen, in welchen unser Pulsschlag durch die Jahrhunderte weiter klopft. Aber wenn von mir auch nichts bliebe als ein einziges flatterndes Wort, ein Paar klingende Zeilen — sie werden einen andern Ton haben als der finstre Ruf, mit welchem Du den Lebenden ihren hellen Mittag verschattest. . .“

So schied ich trotzig von der unholden Stätte. Aber schon als die Friedhofspforte sich hinter mir schloß, verfolgten mich nachklingend die Worte: „Tu fui, ego eris. . . .“ Wenn der Abend seine langen Schatten über den Weg streckt, und verlorene Glockentöne aus der Ferne kommen, so hallen sie mir immer die vier Worte zu. Und noch wenn ich im Halbschlummer schon die Augen geschlossen habe, so glaube ich in der lastenden Finsterniß um mich her die gnadenlose Verheißung zu lesen: „Ich war Du, und Du wirst einst Ich sein.“